



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

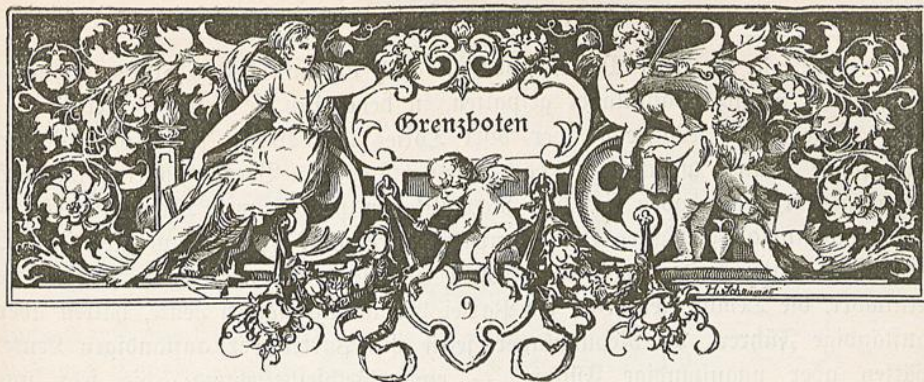
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

H., R.: Die letzte Präsidentenwahl in Nordamerika.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die letzte Präsidentenwahl in Nordamerika.



Am 4. November 1884 ist durch das Votum der nordamerikanischen Bürger der Gouverneur des Staates Newyork, Grover Cleveland, zum Präsidenten berufen worden; am 1. März d. J. wird er sein Amt antreten.

Die Wahl war im höchsten Grade close, wie der Amerikaner sagt; es sind nahe an zehn Millionen Stimmen abgegeben worden, und die Majorität Clevelands betrug nur wenig über 50 000! Trotzdem war das, was das Befremden des Nichtamerikaners erregte, nicht die ungeheure Aufregung und Erbitterung der Parteien — dergleichen hat man auch daheim; es war vielmehr der kraß hervortretende Mangel an Ideen, welcher der Wahlkampagne eine so eigentümliche Signatur gab.

In dem weiten Lande, das, von einem Weltmeere zum andern reichend, mehr als die Hälfte eines ganzen Kontinents umfaßt, mit Hilfsquellen, die alles in Schatten stellen, was die Erde bietet, mit Raum für sechsmal soviel Menschen, als jetzt darin hausen, in diesem glücklichen Lande ohne Feinde und fast ohne Nachbarn giebt es anscheinend keine brennende Frage außer der Machtfrage, d. h. der Frage, wer imstande sein solle, seine Kreaturen in die Ämter zu bringen, um sich selbst auf Kosten des Ganzen zu bereichern. So trat denn das Prinzip vollständig hinter der Person zurück. Was die Stellenjäger von dem einen oder dem andern Kandidaten zu hoffen hätten, dies war der springende Punkt; ob der zukünftige Präsident zu kaufen sei oder nicht, dies war das Entscheidende.

Bevor wir uns jedoch zur Charakteristik der in Frage gekommenen Männer und — Frauen wenden, ist es nötig, für die, welche mit den hiesigen Verhältnissen nicht vollständig vertraut sind, einige kurze Bemerkungen voranzuschicken

Ganz wie im alten Mutterlande, ist auch in den United States die politische Welt in zwei Hauptlager gespalten, in denen sich die Summe aller Gegensätze konzentriert. Während aber dort Tories und Whigs auf stolze Namen und stolze Thaten zurückblicken, nach einer ruhmvollen Vergangenheit beide noch jung und kräftig, haben sich hier Republikaner sowohl wie Demokraten überlebt und in ausgiebigster Weise anrücklich gemacht. Fragt man hier jemand nach dem Unterschiede der beiden großen Parteien, so erhält man vielfach die Antwort, die Demokraten seien die Partei der unanständigen Leute, hätten aber anständige Führer, die Republikaner seien die Partei der anständigen Leute, hätten aber unanständige Führer — eine Wechselbeziehung, die sehr unvorteilhaft sein muß. Die Demokraten waren ihrer Zeit für Aufrechterhaltung der Sklaverei und haben ihren Hauptsitz in den Südstaaten; außerdem hat die Stadt Newyork eine starke demokratische Majorität. Die Republikaner haben ihren Sitz hauptsächlich in den Nordstaaten, und zu ihnen gehört auch das Gros der Deutschen, darunter sehr angesehene Männer, wie Karl Schurz. Sie sind jetzt vierundzwanzig Jahre am Ruder gewesen und sind, wie alle Parteien, die zu lange die Macht in den Händen gehabt haben, stark degenerirt. Sie haben gleich vom Anbeginn dem Lande gegenüber eine große Schuld auf sich aufgeladen, indem sie den eben erst freigemachten Negern — lediglich zu Parteizwecken, um sich eine dauernde Majorität zu sichern — volle politische Gleichberechtigung einräumten, wodurch eine gewaltige Herde von Stimmvieh geschaffen und die Ära maßloster Wahlkorruption inaugurirt wurde. Im übrigen sind sie in noch höherem Maße mit dem Großkapital amalgamirt als bei uns die Liberalen, und was ihnen hauptsächlich zum Vorwurfe gemacht wird, ist die Korruption der Verwaltung, die Verschleuderung von Staatsländereien an große Gesellschaften, von denen die Herren in Washington ihre Trinkgelder beziehen, das Großziehen der money-kings. Wenn die Verteilung des Besitzes in Amerika bald ebenso exzessiv ungleich sein wird wie bei uns, und Amerika ebenfalls seine soziale Frage haben wird, so soll daran in erster Linie die republikanische Partei schuld sein.

Ein Fluch beider Parteien sind die sogenannten Politiker, ein — bis jetzt — spezifisch amerikanisches Gewächs. Ebenso wie es anderwärts Schuster und Schneider giebt, giebt es hier „Politiker,“ Leute, die lediglich von der Agitation und, wenn sie Macht in den Händen haben, von der Korruption leben. Sie zählen nach Hunderttausenden und sind in hunderten von Logen organisiert. Sie rekrutiren sich vornehmlich aus den Irishmen, die in Newyork das deutsche Element noch überwiegen, in den andern großen Städten sehr stark vertreten sind und auf die Wandlung des amerikanischen Nationalcharakters wesentlich, wenn auch keineswegs heilsam, eingewirkt haben. Den Irishmen begegnet man überall, aber ohne Freude. Sie sind weder friedliebend noch nüchtern noch arbeitsam, und besitzen somit von den drei Hauptbürgertugenden keine. Politisch

ungemein regsam, stets zu Umtrieben geneigt, sind sie geborne Verschwörer und im Grunde ihres Herzens krasse Anarchisten, die am liebsten mit Dynamit arbeiten. Rechnet man hierzu ihren religiösen Fanatismus, so ergibt sich ein so unerquickliches Bild, daß man wirklich sogar für ihr nationales Unglück die Sympathie verliert, nachdem man sie sich erst in der Nähe betrachtet hat. Die Stadt Newyork haben die Irishmen vollständig in der Hand, und Tausende und Abertausende von „Politikern“ leben davon.

Seitdem Tammany-Hall, die mächtigste und bestorganisirte Loge, vor zehn Jahren vom Newyorker Stadthaus Besitz ergriffen hat, bei welcher Gelegenheit die von den Vorgängern zu übergebenden Bücher charakteristischerweise in Rauch aufgingen oder am hellen Tage „gestohlen“ wurden, ist dieses große Gemeinwesen nichts als eine fruchtbringende Domäne für irische Faulenzen. An der Spitze dieser Domäne steht der Mayor, der Bürgermeister. Seine Wahl findet aller zwei Jahre (diesmal zusammenfallend mit der Election) statt. Er hat sehr wichtige Befugnisse, u. a. das Vorschlagsrecht*) für den City-Controller (Archiv und Dokumente), den Commissioner of public works, einen höchst einflußreichen Posten, was flüssiges Geld anlangt, und außerdem für die Spitzen der Polizeibehörde, sodaß die Herren „Politiker,“ falls nur die richtigen Leute an obigen Stellen sitzen, in Newyork so ziemlich alles thun und lassen können, was ihnen beliebt: brandschätzen, expressen, Vollmachten und Lizenzen erteilen, öffentliche Gelder stehlen u. s. w.

Der jährliche Etat der Stadt Newyork beläuft sich auf fünfzig Millionen Dollar; zweihundert Millionen Dollar Schulden sind im Laufe der Zeit gemacht worden. Was läßt sich außerdem nicht alles „machen“: von Ladenbesitzern, die ihren Kram auf die Straße stellen, von Bierwirten, die über die Polizeistunde offen halten wollen (alle thun es), von Hausbesitzern, die ungern hohe Steuern zahlen, und dergleichen? Es giebt untere Polizeibeamte, die jährlich vierzig- bis fünfzigtausend Dollar Nebeneinnahmen haben; was mag weiter oben „verdient“ werden! So war denn Tammany-Hall, obwohl demokratisch, diesmal bereit, für den Republikaner Blaine zu stimmen, falls man nur ihren Mann für die Mayorwahl unterstützte — ein Handel, der beide Teile ehrt; auch Newyork ist eine Messe wert.

Nun ist aber weder der Tammany-Kandidat Grant zum Bürgermeister noch ihr Vertrauensmann Blaine zum Präsidenten gewählt worden, und ihre Macht ist stark erschüttert, wenn nicht gebrochen — für zwei Jahre.

Die Aufstellung des James Blaine Esq. als Kandidaten war von seiten der republikanischen Partei weniger ein Mißgriff als ein Akt großartiger Naivität. Man hielt die Zeit bereits für gekommen, um so etwas dem Lande bieten zu können. Blaine galt schlechtweg für bestechlich und genoß als „Mann, der mit

*) Die Aldermen wählen, aber immer den vom Mayor Präsentirten.

sich reden läßt," nicht nur die Unterstützung der großen Geldkönige, besonders eines gewissen Jay Gould, sondern war auch der Tammany-Hall viel angenehmer als der Kandidat ihrer eignen Partei. Blaine gilt an und für sich für sehr intelligent, als a smart man nach dem Herzen der Amerikaner; er soll auch Persönlichkeit besitzen. Als diplomatischer Vertreter seines Landes in Chile und Zentralamerika hat er zwar großsprecherisch und mit wenig Geschick agirt, doch hätte man ihm dies in Anbetracht seiner sonstigen smartness verziehen. Auch waren es nicht eigentlich die großartigen Bestechungen, die er als Sprecher des United States-Senats in Washington mit sich vornehmen ließ, und die schamlose Ausnutzung seines Amtes zu eiguem Vorteil, welche ihm das Genick brachen. Man ist in diesem Lande hierin nicht so skrupulös, und was man von Gebildeten, von Mitgliedern der bessern Gesellschaft bei Besprechung dieses Punktes zu hören bekommt, geht weit über unsre Begriffe. Präsident Arthur habe doch auch den denkbar schlechtesten Ruf gehabt, alles sei auf die größten Unanständigkeiten gefaßt gewesen, und schließlich habe sich der Mann doch ganz gut herausgemacht. Blaine habe allerdings sein Amt mißbraucht, das sei ja wahr. Aber darin — ja darin finde man hier eben nicht soviel u. s. w. Ein Vollblutamerikaner aber fragt wohl mit pffiffigem Gesichtsausdruck ganz ernsthaft: Would n't you make a job? (Würden Sie sich vielleicht geniren, einen Schnitt zu machen?) So wäre denn bei James Blaine Esq. alles all right gewesen, wäre diesem von den Sympathien seines Landes getragenen Manne nicht ein unverdientes Mißgeschick widerfahren.

Die Briefe nämlich, die er während jener erwähnten Transaktionen an „Geschäftsfreunde“ geschrieben hatte, kamen ganz unvermutet an die Öffentlichkeit und wirkten mit umso schneidenderer Ironie, als jeder von ihnen mit den Worten schloß: Burn this letter! Sie wurden von Blaine und seiner Presse zuerst verleugnet; endlich, als es nicht mehr anders ging, als „harmlos“ anerkannt (anybody would do that)! So begann der Fluch der Lächerlichkeit auf dem düpirten und schwankenden Manne zu lasten, der sich trotz aller Windungen fortwährend festgenagelt sah. Die ehrlichen Leute wurden in den Blättern mit einemmale sehr gesprächig über einen starken Faustschlag in ihr Gesicht, den sie schon vor einiger Zeit erhalten, aber bis dahin nicht ganz so stark verspürt hatten; Puck aber, ein grausamer Witzbold — die Leistungen dieses Blattes stehen künstlerisch weit über unsern heimischen, doch kann es uns trösten, daß sie von Deutschen herrühren — äzte unter dem Beifall des Landes die Stichworte mit blauer Tusch dem Leibe seines Opfers ein und brachte den unglücklichen Schriftsteller nur noch als tattowated lady, wie deren in den landesüblichen „Museen“ zu sehen sind, nach welchen der Durchschnitts-Amerikaner pilgert, um seine ästhetische Vorliebe für das Geschmacklose zu pflegen. Die Agitation gewann mehr und mehr an Boden, und Blaine unterlag mit einer Minorität von 50 000 Stimmen bei zehn Millionen, die abgegeben worden!

Seine Niederlage hätte eine viel eklatantere sein müssen, wenn die großen money-kings nicht solche Anstrengungen für ihn gemacht hätten. Man hat erfahren, daß die Staatswahlen im Staate Ohio, die als eine Art Vorpostengefecht vor der Election stattfanden, dem republikanischen Kampagne=Seckel 1800000 Dollar gekostet haben; Ohio hätte sonst eigentlich demokratisch wählen müssen. Für eine Blaine=Stimme wurde in den letzten Tagen vor der Wahl in Newyork bis zu zehn Dollar geboten. Auf dem Lande und im Innern, in Indiana z. B., sind die Stimmen allerdings billiger, und es ist wirklich zu verwundern, daß die fehlenden 50000 votes sich nicht haben aufreiben lassen; Geld war vorhanden, und Blaine war vollkommen im Rechte, die Entrepreneurs seiner Wahl der Unfähigkeit und Schwerfälligkeit zu beschuldigen, als sich nach dem 4. November die Sache durchaus nicht mehr wollte arrangiren lassen. Die Aufregung in Newyork in diesen Tagen war eine ungeheure; man kam nachts nicht zum Einschlafen, weil fortwährend Extrablätter ausgeschrieen wurden. Die Tribune, das Blaine=Blatt, machte ein ausgezeichnetes Geschäft; sie behauptete fortwährend mit unerschütterlicher Frechheit, Blaine habe gesiegt, und Hunderttausende kauften sich die Tribune, um zu sehen, womit sie das belegen wolle (echt amerikanisch!). Das Land blieb beinahe vierzehn Tage im Unklaren, bis die Evidenz endlich erfolgte.

Ein würdiger Kompetitor Blaines und eine höchst anziehende Erscheinung an und für sich war der nunmehr wieder in sein stilles Privatleben zurückgetauchte Butler, der „alte Butler,“ wie er genannt wurde. Der Ruf dieses Mannes, was Integrität anlangt, ist so schlecht, daß er nicht schlechter sein kann, obwohl man hört, er sei zu schlau, um sich irgendetwas beweisen zu lassen. Er gilt für einen der geriebensten Advokaten des Landes, ist ein vorzüglicher Redner und hat auch einige Gedanken über die soziale Frage. Während des rebellionskrieges war er General und hat als solcher große Energie bewiesen. u. a. in Neworleans, das sich unaufhörlich im riot befand, Ordnung geschaffen, und selbst die südlichen Ladies, die seinen Soldaten auf der Straße ins Gesicht spieen, durch — allerdings sehr drastische Maßregeln — zur Ruhe gebracht. Auch in Newyork hat er durchgegriffen, als Anno 63 alles im Aufstande war und seine lieben Parteigenossen die farbigen Kinder in die Flammen des Colored Home warfen und Neger und andre mißliebige Leute an den Laternen aufhängen. Er hielt bei dieser Gelegenheit einmal eine stamp=Rede, die mit den Worten begann: „Bummeler, Tagediebe und Lumpen von Newyork!“ und er kam mit dem Leben davon! Butler ist, wie gesagt, Demokrat und hat sich nur dazu als Kandidaten aufstellen lassen, um seinem eignen Parteigenossen Cleveland Stimmen zu entziehen, wofür er angeblich von den Republikanern gut bezahlt worden ist. Es fand hierüber in den Blättern natürlich ein sehr starker Verbrauch von Entrüstung statt, doch geht man sicherer, anzunehmen, daß dieser Coup von old Butler als überaus smart bewundert wurde.

Erwähnen wir jetzt noch kurz der Bella Lockwood, die ebenfalls in die Wahlarena hinabgestiegen war, da die Frauen ja in der nordamerikanischen Verfassung nicht ausdrücklich vom Präsidentenstuhle ausgeschlossen sind, und des Temperenzlerkandidaten St. Johns, so ist die Liste der Erfolglosen hiermit geschlossen, und wir können uns dem Sieger zuwenden.

Der zukünftige Präsident Grover Cleveland, bisher Gouverneur des Staates Newyork, ist ein Mann in seinen besten Jahren. Er genießt erfreulicherweise den Ruf der Ehrlichkeit und Unbestechlichkeit und soll sich durch große Gerechtigkeitssiebe während seiner Amtsführung ausgezeichnet haben. Während der Wahlkampagne wurde er von seinen Gegnern zwar in ausreichender Weise mit Schmutz beworfen, doch hat sich mit Sicherheit nur feststellen lassen, daß ein natürlicher Sohn von ihm im Waisenhanse und dessen Mutter sich in einem Irrenhanse befindet. Dies begeisterte die Republikaner zu dem Feldgeschrei: Má — Má — wher's my Pá? (Mama, Mama — wo ist mein Papa?), welches sie Tag und Nacht, einzeln und in Gruppen, mit — sit venia verbo — hysterischer Krampfhastigkeit ausstießen, wenn sie eine Cleveland-Fahne oder einen Cleveland-Mann oder eine Cleveland-Prozession erblickten. Man hört es noch jetzt. Cleveland hat übrigens von der Pike auf gedient und war früher einmal Sheriff. Ein Sheriff hat u. a. auch das Amt, die verurteilten Leute zu hängen, und hält sich zu diesem Zwecke einen Untersheriff, dem er für den betreffenden Akt hundert Dollar giebt. Böse Zungen behaupten nun, daß Grover, ein sehr haushälterischer Mann, diese hundert Dollar immer gepart und die Sache selber „gemanaget“ habe; doch ist dieser so wohlthunende Zug wahrscheinlich nur von hungrigen Stellenjägern erfunden worden, die sich im voraus dafür rächen, daß sie unter dem kommenden Präsidenten leer ausgehen sollen.

Cleveland hat sich nach keiner Richtung hin die Hände gebunden und sich niemand gegenüber zu irgendetwas verpflichtet, und old democratic party, die so lange Jahre abseits von den Staatskrippen hat stehen müssen, findet vielleicht nicht einmal ihre Rechnung, nachdem einer der Ihrigen gestiegt hat. So wurden denn auch bereits Stimmen laut, die den genialen Butler mit dem schwerfälligen Cleveland verglichen. Mag das Land sich immer dessen getrösten, daß kein schöpferischer Kopf, voll von großen Ideen, an seine Spitze treten wird. Einer Verwaltung, in der so eigentümliche Gewohnheiten durch langjährige Tradition geheiligt sind, thut vielleicht eine Hand am besten, die nur ordnet, ohne zu experimentiren, und vorerst eine Zeitlang einfach das Korrekte thut. Die ehrlichen Leute im Lande behaupten jedenfalls, daß die Wahl Clevelands ein Triumph für sie sei.

Wenn nicht ein Triumph, so doch ein sehr erfreuliches Ereignis ist der schließliche Ausgang ohne Zweifel für eine Klasse von Bürgern, auf die ich zum Schluß noch die Aufmerksamkeit lenken möchte; dies sind die Deutsch-Amerikaner. Unfre Landsleute haben sich fast überall sehr für Cleveland inter-

essirt und sind auch zum erstenmale in größern Massen als geschlossene deutsche Wählerschaften in die Kampagne eingetreten. Hätte Blaine gesiegt, so wäre das für unser Volkstum hier eine Niederlage gewesen; so wie es gekommen, ist es jedenfalls besser. Ein großer Anteil hieran gebührt Karl Schurz, dem bekanntesten Vertreter der hiesigen Deutschen in politischer Beziehung. Er war bereits einmal Minister des Innern und hat sich als solcher große, wenn auch nicht anerkannte Verdienste um das Land erworben durch Opposition gegen das wahnsinnige Ausrauben der Wälder an den obern Flußläufen; übrigens ist er nach amerikanischen Begriffen arm, was mehr sagt als ganze Bücher.

Schurz warf, obwohl selbst Republikaner, sein ganzes Gewicht gegen Blaine in die Wagschale, weil ihm die Aufstellung dieses Mannes das Maß des Erträglichsten überschritt. Er bereiste kurz vor der Wahl den Westen und hielt in den großen Zentren des Deutschtums, in Cleveland, Chicago, Cincinnati, St. Louis, zuletzt auch in Newyork fulminante Reden, durch die ganz gewiß viele Hunderttausende beeinflusst worden sind. Die gegnerischen Stimmen klagen denn auch darüber, daß die ignorant class of immigrants diesmal bei der Wahl so verderblich eingewirkt habe. Die eingewanderten Deutschen besonders gelten in den Augen des Vollblut-Amerikaners für sehr ignorant. Ob der honest German, wie er hier vielfach genannt wird, sich übrigens an und für sich so sehr gegen Blaine erbittert hätte, ist noch die Frage. Er sorgt, wie früher daheim, so auch hier am liebsten für sich selbst und fragt nicht nach dem Ganzen. So war es denn vielleicht ein Glück, daß Blaine zugleich auch stark temperenzliche Gellüste zur Schau trug, worauf sich ein Schrei sittlicher Entrüstung den vereinten Kehlen unsrer Landsleute entrang. Denn Bier und Blut sind doch eigne Säfte; besonders aber Bier.


Newyork, im Januar 1885.

x. 5.



Zur Revision manchesterlicher Lehren.

3.

lles, was die menschliche Thätigkeit von Werten und Gütern erzeugt, wird 1. entweder zur Konsumtion verwendet, zur Ernährung, Kleidung, Wohnung und zu andern Bedürfnissen, wie sie die mehr oder weniger entwickelte Kulturstufe des Einzelnen und der Gesamtheit des Volkes erzeugt, wie die häusliche Einrichtung, Besoldung von Dienerschaft, Pferde u. s. w. Was an erzeugten Werten müßig